

Predigt zur Heimatprimiz des Neupriesters Jens Baronowsky

Pfingstsonntag, 19. Mai 2024 –
Pfarrkirche St. Christophorus, Hirschberg



Lieber Jens, liebe Mitbrüder im bischöflichen, priesterlichen und diakonalen Dienst, liebe Eltern und Verwandte, Freunde und Wegbegleiter unseres Primizianten, liebe Hirschberger Schützen, liebe Schwestern und Brüder – spätestens hier dürften sich hoffentlich alle angesprochen fühlen!

Künstliche Intelligenz oder kurz „KI“ gehört zu den großen Zukunftsfragen, die die Menschheit beschäftigen. Sie sei – so einige renommierte Zukunftsforscher vor einiger Zeit in einem Artikel der „Welt“ – sogar virulenter als der Klimawandel oder kriegerische Konflikte, denn sie berührt das Sein des Menschen selbst. Wie immer, wenn



die Menschheit an der Schwelle zu bahnbrechend Neuem steht, formieren sich Befürworter und Bedenkensträger. Die Spanne reicht weit – von der Begeisterung über die schier unbegrenzt scheinenden Möglichkeiten bis hin zur Warnung vor der Gefahr des Transhumanismus. Auf den Punkt könnte man fragen: Wo braucht es eigentlich unabdingbar noch den Menschen und wo ist er ersetzbar, ja wird er gar von seinem eigenen Werk übertroffen?

Anfang des Jahres wurde in einer Fernseh-Doku ein konkreter Versuch unternommen. Drei Funktionen sollten daraufhin getestet werden, ob sie durch KI ersetzt werden können: eine Therapeutin, eine beste Freundin und – man höre und staune – ein Pfarrer. Dem standen wiederum drei Probanden in schwierigen Lebenssituationen gegenüber, die die Probe aufs Exempel machen sollten.

Ganz eindeutig war das Endergebnis nicht. Aber es war zu konstatieren, dass die beste Freundin am wenigsten, der Pfarrer offensichtlich am ehesten durch KI ersetzt werden konnte. „So würde ich mir einen Pfarrer wünschen“, war denn sogar von einer Teilnehmerin zu hören.

Nebenbei gesagt – der Kollege war evangelischer Konfession, was ich gar nicht polemisch meine, was aber in unserem Blick auf den Dienst des Geistlichen durchaus eine Rolle spielt. Wären damit also die schlaflosen Nächte der Personalverantwortlichen in Seminaren, Ordinariaten und Landeskirchenämtern vorbei? Schluss mit Personalrochade, mit Problemfällen und Nachwuchssorgen? Würden wir dies positiv beantworten, müssten wir wohl auch ein Fragezeichen an diese Feier setzen, bei der manche im Vorfeld gefragt haben, was wir denn hier überhaupt zu feiern haben. Machte es vor diesem Hintergrund überhaupt einen Sinn, ausgerechnet den Priester, heute in der Person unseres Primizianten Jens Baronowsky, gerade wegen seines Dienstes als Priester so in den Mittelpunkt zu rücken, wie wir es heute tun?

Eine Antwort und damit ein Gegenmodell dazu finden wir in dem, den dir deine Eltern, lieber Jens, mit in die Wiege bzw. ins Taufbecken gelegt haben: dein Namenspatron Johannes der Täufer. Auch er ist eine Schwellengestalt, wie die ganze Kirche in unseren Breiten und wir

als Priester in ihr über die Schwelle einer selbstverständlich verhafteten Volkskirchlichkeit zu einer neuen Gestalt unterwegs sind, die wir allenfalls schemenhaft erkennen können. Es sind drei Bilder aus dem Leben des Johannes, die – wie ich finde – die Notwendigkeit des lebendigen Menschen in Berufung und Nachfolge verdeutlichen.

Als Erstes ist da Johannes als Stimme. Als Stimme in der Wüste. Seine Kraft steckt im Wort. Einem Wort, das sich nicht scheut, Dinge beim Namen zu nennen und seine Zuhörer bei den Hörnern zu packen. Ein Wort, das aber auch droht in der Wüste zu verhallen – oder schlimmer noch: in den Herzen derer, die es aufnehmen. Als der Probepfarrer im beschriebenen Experiment seinen KI-Kollegen mit Informationen füttert, da muss er das mit einem bestimmten Gottesbild, einer bestimmten Theologie, tun. Hier wird es zum ersten Mal schief. Authentische Gottesrede, die durch die Wüsten der Gegenwart hörbar sein soll, braucht das lebendige Herz und den wachen Verstand. Sie muss durch das Säurebad der eigenen Zweifel und Anfragen gehen wie durch die Augenblicke von Klarheit und Wahrheit, die der Geist Gottes, dessen Sendung wir heute an Pfingsten feiern, zu jeder Zeit schenkt. Gottesrede wird und muss in Zukunft immer mehr auch Gegen-Rede sein – nicht um des Contras willen, sondern aus der Überzeugung, dass auch die Welt von heute die Stimme des Evangeliums braucht, weil der Mensch sich selbst ohne Gott zu verlieren droht. Wenn wir in diesen Tagen das 75-jährige Jubiläum des Grundgesetzes feiern, dann sollten wir selbstbewusster ins Wort bringen, dass ein Gedanke wie die unverbrüchliche Würde des Menschen ohne ihren Bezugspunkt im jüdisch-christlichen Verständnis des Menschen als Ebenbild Gottes kaum denkbar ist. Warum tun wir das eigentlich nicht deutlicher – auch als Gegenentwurf zu den anderen, oft menschenfeindlichen Gesellschaftsentwürfen, die zum Teil lauthals auf unseren Straßen propagiert werden? Zugegeben – wahrscheinlich denken sich einige bei so mancher Predigt, vielleicht auch jetzt gerade: „Ach, hätte er doch mal ChatGPT gefragt, das wäre besser für alle gewesen.“ Nebenbei – die Befürchtung müssen die Menschen im Pastoralen Raum Attendorn nicht haben. Ihr neuer Vikar weiß sein Wort schon zu machen.

Aber, liebe Schwestern und Brüder, die schlechteste Predigt eines wirklich von Gott berührten Menschen ist allemal besser als die brillianteste künstliche Rhetorik – weil sie echt ist und damit wahr und auch das einfachste Wort eine Oase in der Wüste sein kann.

Damit verbunden ist ein Zweites. Besonders anrührend begegnet uns Johannes in seiner tiefsten zweifelnden Zerbrechlichkeit. Eingesperrt im Verlies des Herodes, lässt er Jesus seine bohrende Frage ausrichten: „Bist du es oder müssen wir auf einen anderen warten...?“ Welche Größe, sich das einzugestehen! Johannes lässt sich infrage stellen und auch sein Bild von Jesus. Unsere Verkündigung verblasst oder wird zum Auftragen von Katechismusweisheiten, wenn gerade wir, die wir ständig das Wort über Gott im Mund haben müssen, das nicht mehr tun – und du hast, lieber Jens, manches Mal in deiner Zeit bei uns erlebt, wie herausfordernd das sein kann – etwa mal eben vom Trauerfall zur Kinderkatechese umschalten zu müssen. Unsere Verkündigung verblasst, wenn wir uns nicht mehr infrage stellen lassen vom Leben der Menschen, ihren konkreten Sorgen und Lebensumständen. Wenn sie angesichts unserer manchmal zu selbstverständlichen Rede von diesem Gott sagen: „Wo ist er denn? Ich kann ihn in meinem Leben nicht finden. Hilf mir doch dabei.“ Ebenso aber, wenn wir uns nicht mehr infrage stellen lassen von uns selbst, die wir mit dem besten theologischen Diplom nicht fertig sind und auch nicht mit einem respektablen Sonderpreis in Kirchenrecht. Und nicht zuletzt: wenn wir uns nicht mehr in Frage stellen lassen von Ihm selbst und gerade die sperrigen Stellen in der Schrift nicht einfach glätten und übergehen, sondern sie arbeiten und in uns wirken lassen.

Ich bin in der Geschichte deiner Heimatgemeinde hier in Hirschberg auf eine markante Priestergestalt gestoßen. Damit meine ich nicht den langjährigen Pastor Ernst Schenk – wir beide haben nämlich festgestellt, dass er uns beide getauft hat. Es lagen nur ein paar Jahre und Kilometer dazwischen. Ich meine den Pfarrer Michael Stappert, der auf der Kanzel dieser Kirche noch mit markigen Worten die Ausrottung der Hexen gefordert hat. Aber er ließ sich vom konkreten Leid der Opfer in



seinen Überzeugungen infrage stellen und hatte die Größe, sie zu revidieren, ja, zum Gegner von Folter und Wahn zu werden, auch weil er das nicht mit seinem Glauben in Einklang bringen konnte. Wie nötig war und ist immer diese Verteidigung der Würde des Menschen als Abbild Gottes!

Einige Jahrhunderte später ereignet sich etwas Ähnliches mit der tragischen Gestalt des Priesters Lorenz Pieper, gebürtig hier aus der Nähe, aus Eversberg. Schon in den 20er-Jahren war er überzeugter Nationalsozialist, bevor er Anstaltspfarrer in Suttrop wurde. Das Euthanasieprogramm, die Vernichtung sogenannten „lebensunwerten Lebens“, hat auch ihn mit seiner Überzeugung infrage gestellt und zu einem Richtungswechsel geführt.

Dein Kelch, lieber Jens, der aus der Suttroper Anstaltskirche stammt und auch an diese dunkle Zeit erinnert, mahnt dich daran, diesen Aspekt der Gottesrede nicht zu vergessen. Auch das kann nur der mit-fühlende Mensch, es kann nicht die seelenlose Maschine.

Und schließlich ein Drittes – und hier wird es endgültig katholisch und priesterlich. An einer Stelle bemerkt eine der Versuchspersonen sinngemäß: Das ist ja alles ganz gut und schön. Aber in den Arm nehmen, Nähe zeigen, das wird immer nur ein echter Mensch können. Auch Gottes Nähe vermittelt nicht nur durch Reflexion und Rede, sondern vor allem in den schlichten, aber greifbaren Zeichen und Gesten der Sakramente. Jesus überantwortet diese Vermittlung göttlicher Nähe, Liebe und Wärme

Menschen, die sich dafür von Ihm ansprechen und in Dienst nehmen lassen. Einiges hast du als Diakon schon mit den Menschen in Südlippe–Pyrmont feiern können, vor allem die Taufe. Heute wirst du zum ersten Mal die Worte in der Eucharistie sprechen, die dir auch persönlich als Quelle so wichtig ist: die Worte des Täufers Johannes: „Seht, das Lamm Gottes.“ Und du weißt und zeigst: Hier ist Er selber, in Brot und Wein wie im Abendmahlssaal, zerbrochen und zerbrechlich, um unsere Brüche zu heilen. In besonderer Schönheit hat diesen innersten Kern unseres Priester-Seins kein Theologe, sondern ein Literat

ausgedrückt, Georges Bernanos, der seinen tragischen Helden im „Tagebuch eines Landpfarrers“ ausrufen lässt: „O süßes Wunder unserer leeren Hände, dass man etwas schenken kann, das man selbst nicht besitzt.“ Nein – wir besitzen Christus nicht, aber Er uns, und unsere leeren Hände dürfen Seine Fülle weiterschicken. Dafür braucht Er ganz konkret dich: deine Stimme, dein Fragen, Ringen und Zweifeln, deine leeren, von Ihm gefüllten Hände. Christus wird hörbar, greifbar und nahbar nur durch den Menschen. Alles andere würde dem Anspruch Jesu nicht gerecht und wäre Verrat am Evangelium.





Liebe Schwestern und Brüder, wenn ich bei uns in Lügde erzähle, dass Jens Baronowsky seine Heimatprimiz zeitgleich mit dem Schützenfest feiert, dann sagen viele: „Na, das passt.“ Es dauerte nämlich nicht lange, da saß unser Diakon beim Schützenfest mit der Trompete mitten im Blasorchester und war sichtlich in seinem Element. Gleichzeitig wissen wir, dass er sich auch auf der Orgelbühne – ganz der Papa – wohlfühlt. Ich glaube, diese Spanne ist es, lieber Jens, die dich ausmacht, die dich zu diesem Dienst des Weltpriesters befähigt und die du dir bewahren solltest: etwas in der ganzen Bandbreite des Lebens in den Menschen zum Klingen bringen zu können. Also: Trompete weiter mit den Feiern, den das Freudenlied. Teile die Klagelieder der Traurigen und schenke ihnen die zarte Melodie der Hoffnung. Sing

aus ganzem Herzen mit den Glaubenden das Lob Gottes, denn daraus leben wir. Und bring auch den religiös Unmusikalischen ein paar göttliche Klänge bei. Vor allem aber bewahre dir deine eigene innere, heitere Glaubensmelodie. Dann wirst du die Dynamik, die rund um das Ostergeschehen, aus dem du deinen Primizspruch ausgewählt hast, spüren können. Die Menschen aber, die dir anvertraut werden, werden so durch dich und mit dir etwas sehen, hören und erfahren, um glauben zu können. Dafür bist du berufen, geweiht und gesalbt als Priester Jesu Christi. Mach was draus! Und ich wünsche dir von Herzen, dass du darin auch deine ganz persönliche Erfüllung, dein ganz persönliches Glück findest. Amen.

Pfarrer Stefan Schiller